

MARTIN BECKER

Marschmusik

MARTIN BECKER

Marschmusik

Roman

Luchterhand

Für meinen Bruder Christian

alter hase passé alles träumen
gezwungen seinen bau zu räumen
hatte die hatz satt mit absicht
löschte er die lichter nicht

Samuel Beckett, »Trötentöne«

I

UNTER TAGE

Jetzt sind es noch wenige Meter zu Fuß. Ich könnte trödeln, aber es hilft ja nichts. Diesmal wird es nicht so schlimm, sage ich mir, während ich aus dem Linienbus steige. Ist ja nicht für lange. Unzählige Töchter und Söhne besuchen gerade ihre Familien. Oder das, was noch davon übrig ist. An Orten, die sie Heimat nennen. Die gehen ja auch nicht gleich ein. Vor der Abfahrt bin ich noch guter Dinge: Du wirst Spaziergänge durch die Wälder machen, in denen du als Kind gewesen bist, du wirst mindestens einen alten Schulfreund auf der Straße treffen und ein Bier mit ihm trinken gehen. Jetzt passiert der Zug die Mittelgebirgslandschaft. Erst das Kohlekraftwerk, die Weiden, die Felder, die vielen Tunnel, dann der Bahnhof, an dem ich aussteige. Mündendorf. Umsteigemöglichkeit zum Bus. Soll die Panik doch bleiben, wo der Pfeffer wächst.

Mein Mantra: Diesmal wird es nicht so schlimm. Diesmal nicht. Jahrelang war jede Rückkehr eine Qual, jahrelang habe ich in den Nächten vor der Reise schlecht geschlafen, jahrelang wollte ich in letzter Sekunde alles abblasen. Diesmal werde ich mich nicht fürchten, wenn die Reihenhäuser in Sichtweite kommen. Da ist doch nichts dabei, Kopf hoch und Brust raus. Was macht dir denn so eine Angst?

Du hast die Welt gesehen. Du bist betrunken durch

Brooklyn getorkelt und warst verliebt in Paris, in Rio de Janeiro hat man dich mit einem Messer überfallen. Wer das durchsteht, wird auch Mündendorf überleben.

Der Vorgarten verwildert, die Fassade grünspanig und rissig, der gepflasterte Parkplatz lange nicht mehr genutzt. In der Ecke des Flachdachs brüten öfters Vögel, nisten manchmal Wespen. Ein schmuckloses Gebäude von der Stange, in die Jahre gekommen. Ein bescheidenes Häuschen mit wenigen Zimmern. Trotzdem stelle ich mir manchmal vor, wie es wäre, es zu übernehmen, Wände einzureißen und Zimmer zu vergrößern, Parkett auszuwählen und alles von Grund auf umzugestalten. Das ist eben unser Haus.

Es gehört, das riecht man schon im Flur, ganz dem Nikotin. Meine Eltern haben in diesem noch immer nicht abbezahlten Reihenhaus etwa eine halbe Million Zigaretten geraucht, habe ich ausgerechnet. Als Kind schlief ich abends auf dem Sofa im Wohnzimmer, während meine Eltern vor dem Fernseher saßen. Ich wollte nie allein sein. Es wurde gequalmt und gequalmt und gequalmt. Nikotin hat meine Träume vernebelt, noch bevor ich denken konnte.

Eine halbe Million Zigaretten, das sind mindestens ebenso viele Erinnerungen. Mein Vater, der am Bahnhof steht, um mich abzuholen, meine Mutter, die vor dem Kindergarten auf mich wartet, mein Vater, der schon gezeichnet ist am Ende seines Lebens und immer noch eine Zigarette in der Hand hat, meine Mutter, die sich auf dem Beifahrersitz eine ansteckt, während wir unterwegs an die Nordsee sind. In den Hotels mancher Länder ist das Rauchen noch erlaubt, man betritt die Lobby oder das Zimmer und kann ihn riechen, den Qualm, der sich über Generationen hinweg in

den Polstermöbeln hält. Es genügt manchmal, dass jemand auf der Straße den Qualm seiner Zigarette nach hinten pustet und mir versehentlich ins Gesicht, und schon wird der fremde Mann vor mir zu meinem Vater, für den Bruchteil einer Sekunde.

Eine halbe Million Zigaretten haben sich in den Schränken und Teppichen und Tapeten verewigt, nähme man alle Bilderrahmen in unserem Haus von der Wand, dann würde eine seltsame Ausstellung entstehen, abstrakte Scherenschnitte, Licht und Schatten. Eine kurze Geschichte der proletarischen Reihenhausfamilie des späten 20. Jahrhunderts kurz vor ihrem Untergang, erzählt vom Nikotin höchstpersönlich.

Eine halbe Million Zigaretten, das wäre, gehen wir von einer durchschnittlichen Rauchdauer von fünf Minuten aus, eine ununterbrochene Beschäftigung von erstaunlichem Ausmaß. Vier ganze Jahre und noch dazu einen weiteren Frühling, Sommer und Herbst haben meine Eltern verrauchet. Und als jener letzte Herbst vorbei war, ist mein Vater gestorben.

Ihn hat die Qualmerei mit achtundsechzig Jahren umgebracht. Meine Mutter handelte sich vorher schon einen schweren Hirnschlag ein, und trotzdem steckte sie sich nach Wochen im Koma und noch viel längerer Genesungszeit wieder eine an.

Über die grünen Fliesen in Richtung Wohnzimmer gehen. Die Schuhe mutwillig anbehalten. Sachen machen, die früher undenkbar waren: Besteck schmutzig auf Tischen liegen lassen, den sichtbar staubigen Teppich nicht absaugen, Tassen und Teller falsch einsortieren, Dinge in Unordnung bringen und sich nicht darum scheren. Niemand

bestraft mich mehr dafür. Die schlimmen Launen meines Vaters sind mit ihm verschwunden.

Meine Mutter sitzt in ihrem Sessel vor dem Fernseher, sie hat eine Zigarette in der Hand und trinkt Cola. Ihre in Falten gelegte Stirn. Ihre praktische Frisur. Ihre großen und mit ihrem rasanten Altern so freundlich gewordenen Augen. Es rührt mich, sie so zu sehen. Mit ihrem ständigen Staunen, mit ihrem kindlichen Gemüt, das sie seit ihrer Krankheit wieder besitzt. Sie hat nicht gehört, wie ich die Haustür aufgeschlossen habe. Hätte sie mich bemerkt, dann wäre sie längst aufgesprungen.

Da ist ja mein Junge, hätte sie gerufen, da ist ja mein Junge. Sie hätte mich lang und fest umarmt, fester, als man es von ihren dünnen Armen erwarten würde. Und dann wäre sie in die Küche gehumpelt und hätte den Ofen angestellt oder zumindest die belegten Brote aus dem Kühlschrank genommen. Ihr Gedächtnis ist unzuverlässig, der Alltag allein nicht mehr zu bewältigen. Aber wenn ich ihr meinen Besuch ankündige, dann funktionieren die mütterlichen Reflexe noch. Immer macht sie harmlose Witze über mich, immer dichtet sie mir eine neue Freundin an, immer schimpft sie über meine unmögliche Frisur und meine komischen Klammotten, immer stört sie sich daran, dass ich so unrasiert bin.

Meine Mutter ist mager und klein geworden und hat viele Zähne verloren. Nur ihr Haar wird nicht weniger. Sie sieht jetzt aus wie eine ganz alte Frau, wesentlich älter, als sie in Wahrheit ist. Das kommt nicht nur von den Zigaretten, sondern vor allem von der Krankheit. Sie schaut einen Film. Seit sie ihr Hörgerät verloren hat, und das ist sicher schon ein Jahrzehnt her, stellt sie den Fernseher auf höchste Lautstärke. Man muss schreien, um mit ihr zu sprechen.

Sie hat eine ausgesprochene Vorliebe für Actionfilme. Bruce Willis, Jean-Claude Van Damme und Sylvester Stallone sind ihre Helden. Oft tobt der Kampf des Guten gegen das Böse, peitschen Maschinengewehrsalven in ohrenbetäubender Lautstärke durch den Raum. Manchmal lacht sie laut, wenn im Film ein Witz erzählt wird. Und wartet der Bösewicht mit geladener Waffe im Hinterhalt, dann versucht sie, den Helden zu warnen. Ich will nicht, dass sie mich schon bemerkt. Ich will ihr beim Fernsehen zuschauen.

Schläfst du denn diesmal hier, wird sie mich später fragen, und wieder werde ich sie enttäuschen. Schon vor dem Tod meines Vaters konnte ich kaum noch in diesem Haus schlafen, irgendwann ist dieses rätselhafte Unbehagen so mächtig geworden, dass ich lieber eine kalte Ferienwohnung miete wie ein Handwerker auf Montage oder im Haus meines Bruders auf dem aufblasbaren Gästebett im Zimmer meiner Neffen übernachtete, obwohl hier ein viel bequemerer Schlafplatz wäre. Schläfst du denn diesmal hier, wird meine Mutter fragen, und ich werde verneinen wie üblich, und dann wird sie enttäuscht sein, es aber schnell wieder vergessen haben. Das Glück ihrer Krankheit: dass selbst große Traurigkeit nie von langer Dauer ist. Sie wird mir erzählen, was ich schon aus unseren sich ständig wiederholenden Telefonaten weiß. Dass ihr Bein kaputt ist, dass es doch schöner wäre, wenn wir uns öfters sehen würden, dass sie sich danach sehnt, mit mir in den Urlaub zu fahren oder mich in der Großstadt zu besuchen, dass sie endlich mal wieder auf den Friedhof will und dass sie die Telefonnummer von Bechen verloren hat und ich sie ihr gefälligst beschaffen soll.

Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie sitzt im Wohnzimmer unseres Reihenhauses, wie jeden Abend, sie wird ihre Tabletten unter der Aufsicht des extra dafür ins Haus kommenden Pflegepersonals einnehmen, wie jeden Abend. Dann wird sie ins Bett gehen. Obwohl es noch früh ist und die Sonne gerade erst hinter dem Mittelgebirgspanorama verschwunden. Wenn ich mir manchmal aus der Ferne vorstelle, wie meine Mutter einsam auf die Nacht wartet, dann trifft es mich. Dann bin ich manchmal auch mutterseelenallein und so unglaublich traurig, dass mir die Spucke wegbleibt, dass ich mich mit einem Freund verabrede und trinke, sehr viel trinke. In manchen Momenten macht es mir nicht so viel aus, dann denke ich: Sie hat ihr Leben gelebt, vier Kinder großgezogen, und keins davon ist obdachlos oder verrückt oder jemals im Gefängnis gewesen, und jetzt sitzt sie eben Abend für Abend in ihrem Sessel mit den Brandlöchern und raucht und trinkt Cola, und an manchen Tagen bringt mein Bruder ihr Ente mit Reis vom Kleinstadtsiaten vorbei, und sie ist glücklich. Das ist eben der Rest vom Leben, der noch bleibt.

Das Bett meiner Mutter steht neuerdings nur wenige Meter entfernt, mein Bruder hat es so eingerichtet, seit sie nicht mehr gut laufen kann und ihren Rollator braucht. Es steht jetzt dort, wo früher die Essecke war.

Man braucht keine Essecke mehr in diesem Haus. Die Familie, die hier mal lebte, hat sich tatsächlich auserzählt, denke ich manchmal. Wie eine Fernsehserie auserzählt sein kann – es kommen nur noch Wiederholungen, bis sie irgendwann ganz verschwindet. Meine Mutter, noch keine siebzig Jahre alt, hält hier die Stellung. Sie weiß manchmal nicht, welcher Wochentag gerade ist, wohl aber, wann ich

versprochen habe, mit ihr ein Eis essen zu gehen. Sie ist zäh, mehr als das.

Ich lehne im hölzernen Rahmen der Wohnzimmertür. Da ist noch die Schrankwand aus Furnierholz mit den Fotoalben und abgehefteten Versandhausrechnungen, Lottoscheinen und Schulzeugnissen. Da sind noch die Bilderahmen an der Wand. Da ist noch meine zähe Mutter, die in ihrem Sessel sitzt und Actionkracher schaut. Ich stehe schon zehn, zwanzig Minuten in der Tür. Jetzt kommt Werbung, jetzt rufe ich sie. Ihre graublauen Augen leuchten, als sie mich sieht, und gleich steht sie auf und ruft meinen Namen, immer und immer wieder ruft sie meinen Namen, sie humpelt auf mich zu. Gleich fällt sie mir weinend um den Hals. Schnitzel und Bratkartoffeln hat sie für mich gemacht, von denen sie selbst nichts gegessen hat.

Die Stille vor dem ersten Ton. Eine Schützenhalle. Das große Konzert des Musikzugs. Mehrere hundert Leute sitzen auf ihren Stühlen, schauen mich an. Solo für Posaune und Blasorchester. Volkstümliche Fantasie über ein Motiv von Wolfgang Amadeus Mozart. Die Luft ist trocken. Im Publikum hustet jemand. Ich schwitze. Der erste Ton ist alles. Auf ihn kommt es an. Der Dirigent hebt den Stock. Das Orchester setzt ein. Ich konzentriere mich. Es ist mein erstes Solo. Es bleibt mein einziges Solo. Noch zehn Takte. Locker bleiben. Die Spannung halten. In den Bauch atmen. Meine Eltern tragen ihre feinsten Sachen, das tun sie sonst nur an Weihnachten. Sie haben ihre beste Zeit vor sich, mein Vater ist kurz vor der Rente, meine Mutter macht gerade ihren Führerschein. Stolz hören sie mir dort irgendwo

im Dunkeln zu, während ich hier oben auf der Bühne stehe, schwitzend, aufgeregter, voller Adrenalin. Noch sechs Takte. Ich muss kaum noch auf die Noten schauen, ich kenne meinen Part auswendig. Auf den ersten Ton achten, der ist mir so oft missglückt, aber in der Generalprobe ging alles gut. Toi, toi, toi, hat mein junger Lehrer gesagt, der noch kein Solo gespielt hat, er ist so stolz auf mich, ich will niemanden enttäuschen, am wenigsten mich selbst. Noch fünf Takte. Es ist mein letzter Auftritt mit dem Musikzug. Ich weiß es schon, aber hier weiß es noch niemand. Ich will keine Marschmusik mehr spielen, werde ich ihnen sagen, das versaut mir den Ansatz. Ich will richtiger Musiker werden, beruflich, und das kann ich hier leider nicht, werde ich ihnen sagen. Nicht dran denken, nicht jetzt. Noch drei Takte. Der Dirigent wirft einen Blick in meine Richtung. Zieht die Augenbrauen hoch. Lächelt. Jemand im Publikum niest. Das Orchester verstummt. Alles hört auf mich. Mein Solo. Der erste Ton ist schwierig. Meine Lippen zittern. Ich treffe den Ton nicht. Es klingt seltsam. Aber niemandem fällt es auf. Nach einigen Takten setzt das Orchester mit mir ein. Ab jetzt geht alles gut. Hinterher werde ich mich verbeugen, wieder und wieder. Und der Applaus wird stürmisch sein.

Das Stück Kohle in meiner Hand ist noch warm. Wenige Augenblicke vorher hat die Maschine es mit lautem Getöse aus dem Berg herausgebrochen. Ich stehe ungläubig und aufgeregter da, wäre ich nicht schon mit Fieber angefahren, dann hätte ich es spätestens jetzt: schwarzes Gold. Ich hatte nie verstanden, was damit gemeint ist. Ich musste erst mehr als einen Kilometer tief in den Berg fahren, über eine halbe

Stunde weiter mit dem Zug und nochmals eine Viertelstunde zu Fuß, um das zu verstehen. Ich stehe da mit meinem Helm, meiner Schutzbrille, meiner Grubenleuchte, meinem Selbstretter, meinen Schienbeinschonern, meinen klobigen Stiefeln, meiner Hose, meinem Hemd, meiner Jacke, meiner Unterhose, meinen Socken, alles gestellt von der Zeche. Mein Gesicht wird hinterher nicht richtig schwarz sein, nur aus der Nase werden auch am Abend noch Kohlenpartikel kommen, die mich daran erinnern, wo ich war. Das Stück Kohle kühlt ab. Musst du abbürsten, sagt der Steiger, einmal, zweimal, und dann Klarlack drauf, dann hast du lange was davon. Was ist das für ein Glück in seinem Blick bei allem, was er mir erklärt. Eine Zufriedenheit. Ja, seine Augen glänzen wie das Stück Kohle, was der Berg für mich hergegeben hat. Ich kenne diesen Glanz sehr gut. So sah mein Vater aus, wenn er samstags seinen Schnaps trank und vom Pütt erzählte. So lebte er also. So war er gewesen. Und jetzt sehe ich in meinem Fieber plötzlich alles. Und jetzt, erst jetzt kann ich wirklich davon erzählen, denke ich. Und ich denke an die Sauhunde dieser Welt. Und stecke mir mein Stück Kohle in die Jackentasche.

Hartmann trat an einem kalten und ungemütlichen Abend in mein Leben. Das stimmt natürlich so nicht ganz, denn es hatte Hans Hartmann immer gegeben. Hartmann war der beste Freund meines Vaters gewesen, sie hatten zusammen auf der Zeche malocht, schöne Jahre, sagte mein Vater immer. Sie hatten zusammen gesoffen und Blödsinn gemacht, und nach all den Geschichten, die ich von meinem Vater kenne, kann ich wohl mit Fug und Recht behaupten

ten, dass dieser Hartmann der einzige wirklich enge Freund war, den mein Vater jemals hatte. Später gab es Bekannte und Arbeitskollegen und vor allem seine Familie, aber keinen Hartmann mehr.

Mein Vater war ein stoischer und schüchterner Eigenbrötler, der schon in jungen Jahren seine Ruhe haben wollte, das steigerte sich bis zum Ende, so sehr, dass er sich irgendwann am Rand der absoluten sozialen Stille befand. Nicht, dass ihn das unglücklich machte, aber doch hatte er einen seltenen Glanz in den Augen, wenn er von Hartmann sprach. Als wäre seine Jugend erst einige Tage her gewesen.

Ich selbst war Hartmann nie begegnet. Als ich auf die Welt kam, hatten mein Vater und er schon lange keinen Kontakt mehr. Aus allem, was ich heute weiß, kann ich die Angelegenheit ganz gut rekapitulieren: Hartmann war irgendwann unglücklich verliebt, angeblich hatte er sogar ein uneheliches Kind, jedenfalls übertrieb er es mit der Sauferei, beschränkte die Schnäpse nicht mehr aufs Wochenende und kam einmal zu oft blau oder gar nicht auf den Pütt, was dazu führte, dass sie ihn hochkant rauswarfen. Danach ging es abwärts: Er knackte eine Handvoll Automaten und wurde erwischt, er knackte noch andere Dinge und wurde wieder erwischt, was ihm dann, wie mir mein Vater erzählte, mehrmals Gratisurlaube bei voller Verpflegung einbrachte.

Nachdem Hartmann öfter besoffen und jämmerlich bei ihnen aufgetaucht war und Obdach suchte, hatte meine Mutter genug. Sie hatte Angst vor ihm, und mein Vater wiederum hatte Angst vor der Angst meiner Mutter, also verlor er Hans Hartmann aus den Augen. Hartmann hat die Kurve noch gekriegt, wie ich heute weiß, aber da war es zu

spät für meine Mutter: Die Geschichten vom Automatenknacker und Kleinkriminellen hat sie mir erzählt, als ich ein Kleinkind war. Nicht selten kontrollierte sie, wenn mein Vater Nachtschicht hatte, abends die Terrassentür zweimal oder dreimal und sagte mehr zu sich als zu mir: Sicher ist sicher, bevor so einer wie der Hartmann kommt. Erzähl ihm nicht so einen Blödsinn, hatte mein Vater manchmal fast resigniert gesagt, aber gegen den Einfluss meiner nervösen Mutter hatte er keine Chance. So wurde der ehemals beste Freund meines Vaters zur Projektionsfläche für meine kindlichen Neurosen. Die guten Geschichten verblassten mehr und mehr zugunsten des Bilds eines rücksichtslosen Mannes, der im Wald über unserem Reihenhaus auf Hochsitzen campiert und die Nachbarschaft mit dem Fernglas auf fette Beute absucht, bevor er sich mit Sturmhaube und Brecheisen holt, was ihm nicht gehört.

Vielleicht war meine Sorge ja letztlich sogar berechtigt, wenn man so will, denn dieser Prototyp eines Kleinkriminellen brach nun wirklich ein, wortwörtlich, in meine Existenz nämlich. Als würde ein Dieb sich Zugang zum Haus verschaffen, einzig und allein mit dem Ziel, abgegriffene Fotoalben aufzuschlagen und geschickt in den Wohnräumen zu verteilen, längst vergessene Dokumente auszubreiten, die Schublade mit den Erinnerungen zu durchwühlen und besondere Exponate auf dem Kopfkissen des Bewohners zu drapieren. Hartmann war plötzlich da. Und mit ihm die alten Zeiten, vor denen ich mich doch versteckte, so gut es ging.

Martin Becker

Marschmusik

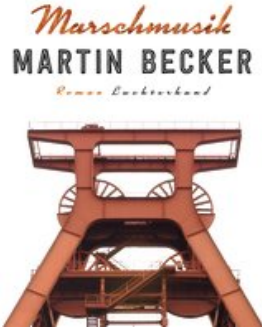
Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87510-1

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: März 2017



Tief unter der Erde hält der junge Mann aufgeregt und fiebrig ein warmes Stück Kohle in der Hand. Zum ersten Mal. Hier im Streb, wo Generationen von Bergleuten malocht haben. Bald endet die Kohleförderung in Deutschland. Und damit das Leben unter Tage. Dann ist im Ruhrpott Schicht im Schacht. Und es bleiben nur noch Erinnerungen: an den wortkargen Vater und die Abende mit Bier, Schnaps und Marschmusik aus dem Küchenradio. An ein Milieu, das für immer verschwinden wird.

In den frühen Sechzigern lernen sich die Eltern des jungen Mannes kennen: Sie ist Näherin, er ist Kohlenhauer. Viele Jahrzehnte später will der erwachsene Sohn endlich Licht ins Dunkel der eigenen Familiengeschichte bringen: Wie hat die Familie gelebt inmitten von Zechentürmen, Taubenschlägen und Schrebergärten? Und was ist eigentlich noch übrig vom bescheidenen Reihenhaus, das dem erwachsenen Sohn doch früher vorkam wie ein Palast? Wie lange wird seine Mutter noch rauchend im Sessel sitzen und sich an den verstorbenen Vater erinnern? Und was bleibt, wenn es das alles wirklich bald nicht mehr gibt? Martin Becker erzählt vom Aufwachsen in einer proletarischen Familie am Rande des Ruhrgebiets. Vom Außenseitertum der kleinen Leute, aber auch von Momenten großen Glücks, die in einer vermeintlich tristen Kleinstadtkindheit doch immer wieder aufblitzen. »Marschmusik« ist eine Geschichte vom Erwachsenwerden, ein Buch über die magische Welt des Kohlebergbaus und über die verführerische Kraft der Finsternis unter Tage – allem Verschwinden zum Trotz immer wieder erzählt mit Leichtigkeit und Witz.

 [Der Titel im Katalog](#)